

**Völkerkundig dichten oder: Lévi-Strauss goes poetry.** Tom Lowensteins Lyrik über die Alaskischen Eskimos

Von Ute Eisinger • erschienen 2006 in „Der Hammer“ und „Wespennest 143“ • durchgesehen VIII2021

Zu ihrem Leidwesen benötigen die meisten Autoren – allen voran die Lyriker – Brotberufe; derlei profane Beschäftigungen – ob als Bibliotheksangestellte oder im Schuldienst, auf einem Amt oder als Ärzte, Tankwarte, Diplomaten – trachten sie diese aus ihrem literarischen Leben herauszuhalten und führen das Schreiben als bevorzugte Existenzform ihres Doppellebens; ein menschlicher wie literarischer Verlust...

Viel seltener tritt der Glücksfall ein, dass jemand zwei Berufe in Personalunion verkörpert, von dem einer der des Dichters ist. Das trifft zu, wenn ein Völkerkundler dichtet oder ein Dichter auch Völkerkundler ist, das heißt einen Gutteil seines Lebens feldforschender Weise absolviert hat, indem er etwa monatelang bei den alaskischen Inupiat, die Karibu- und Robbenfänger sind, gelebt hat, um Material über ihre Kultur zu sammeln – in wissenschaftlichem Auftrag und mit reicher dichterischer Beute.

Die Rede ist von Tom Lowenstein, der als Lehrer in England lebt und als Ethnologe gleichermaßen wie als Dichter einen gewissen Ruf genießt. Einer der maßgeblichen britischen Lyriker des 20. Jahrhunderts, Ted Hughes, nannte ihn 1980 „ein außerordentlich begabtes Original unter unseren Nachwuchsdichtern“. Gibt doch die Welt der Inupiat, aus der Lowenstein für seine Gedichte schöpft, ein in der Dichtung recht ungewöhnliches Material. Andererseits wunderbarlich zu hören, dass Lowensteins Buch über die Siedlung Tikigaq an der Beringstraße, die der Dichter als Ethnograph in den 1970-er und 1980-er Jahren zu erforschen hatte, erst 2007 erscheinen wird, während er seit damals schon etliche Gedichtbände veröffentlicht hat, die seine Erlebnisse und Erfahrungen an diesem nordwestlichsten Flecken Amerikas beinhalten – so erfolgreich, dass im Vorjahr ein Auswahlband aufgelegt wurde.

Das Buch trägt den Titel „Ancestors and Species“, zu deutsch: „Vorfahren und Spezies“ und summiert Lowensteins Schaffen, für das man den Begriff „ethnographic poetry“ prägen musste. Er lässt sich am besten mit „völkerkundige Dichtung“ wiedergeben.

Denn Lowenstein, der dieses Buch am 27. 2. im Literarischen Quartier in der Alten Schmiede vorstellen wird, betreibt völkerkundliche Feldforschung weniger als Dichter; eher verarbeitet er seine Feld-Erfahrungen dichterisch. Als er 1973 zum ersten Mal nach Alaska kam, geschah das mit der vagen Vorstellung, einerseits die mündliche Literatur von den letzten lebenden Geschichtenerzählern aufzuzeichnen, andererseits selbst ein langes Gedicht zu verfassen, das die Sprache des Geländes sprechen sollte.

„Vorfahren und Spezies“ besteht aus den Hauptwerken dreier Lyrikbände, von denen die ersten beiden 1987 bzw. Anfang der 1990er Jahre erschienen sind: „Filibustering in Samsara“, deutsch in etwa: „Beutemachen in Samsara“ oder „Samsara-Piraterien“ und „Ancient Land: Sacred Whale“, wörtlich: „Altes Land: Geheiliger Wal“ oder, wie von Hans Jürgen Balmes übersetzt worden ist: „Walland“. Der dritte Teil der aktuellen Sammlung trägt denselben Titel wie diese, ist aber als Ganzes noch nicht fertiggestellt. Darin werden Lowensteins Erlebnisse, die er zwischen 1973 und 1985 als Lehrer und Anthropologe bei den Nachfahren der Walfänger gemacht hat, erzählt und reflektiert.

So interessant uns Lebensart, mythisches Denken und harter Alltag der Inupiat sein mögen – es ist nicht die Darstellung der fremden Kultur und Geschichte mit Mitteln der Lyrik, um die es Lowenstein geht. Auch nicht ein Abgesang auf eine verlorene Idylle, wie sie das Leben der Robben- und Karibujäger, in hautnaher Abhängigkeit von der rauen Natur, ohnehin nie gewesen ist: Wo die traurige Bilanz der Erderwärmung die althergebrachten Lebensformen endgültig unlebbar macht, läge eine derartige, ökologisch motivierte, Klage nah. (So würde auf der jüngsten Kyoto-Klima-Konferenz in Toronto offenbar, dass das Schmelzen der Polkappen dazu geführt hat, dass die Beutetiere der Inuit sich in andere Lebensräume zurückgezogen haben und die veränderten klimatischen Bedingungen dazu führten, dass beispielsweise die den Inuit lebensnotwendigen Pelze der Jagdtiere heute so dünn sind, dass sie zur Herstellung von Kleidung nicht mehr taugen.) Und Lowenstein ist auch nicht Tacitus, der uns verwöhnten, verweichlichten Europäern das Durchhaltevermögen und den Kampfgeist vorhalten möchte, wie ihn die Eskimos unter den unwirtlichen Lebensbedingungen beweisen.

Vielmehr ist es der Blick der Europäers, der in der Fremde Fremdes sehen und Eigenes durchschauen gelernt hat. Als völkerkundiger Blick fällt er, dichtend, auf Europa zurück – vor allem auf das, was uns Europäer verbindet, unsere Identität stiftet.

Da gibt es etwa – aus dem Band „Beutemachen in Samsara“ – das längere Gedicht „Labrys“, das anlässlich eines Phaistos-Besuchs entstanden ist. Lowenstein hat eine Landsmännin getroffen, eine Feministin, die ihre Eindrücke von der vermutlich matriarchalischen Kultstätte zu verarbeiten sucht, bevor sie nach England zurückkehrt. Er dagegen wird nach dem Kreta-Urlaub wieder an seine Forschungsstelle in der Arktis fliegen und macht sich nun über die Dimensionen Gedanken, die uns von den vorgeschichtlichen Fruchtbarkeitskulten trennen, aber auch erweisen, dass wir Europäer mit den Ureinwohnern Amerikas gemeinsame Vorfahren haben: Von beiden wurde die eurasische Rhea verehrt. Als Beringia bestand, die Landbrücke zwischen Sibirien und Alaska, sind unsere Verwandten nach Amerika gewandert. Andere Wandervölker kamen –

viel! – später aus dem Süden Amerikas hinauf. In dem Prosatext „Asachaq in Fairbanks“ über die Besuche bei einem alten Geschichtenerzähler im Altersheim, veranlassen die urgeschichtlichen Zusammenhänge Lowenstein, der eine tätowierte Yup'ik-Greisin und einen Athabaskan vom Yukon nebeneinandersitzen sieht, über die Kontinentaldrift der Zeit nachzudenken: „Seine Vorfahren verschlug es vor achttausend Jahren hierher. Ihre sechstausend Jahre später.“

Sein Mehrwissen als Völkerkundler bringt Lowenstein in die Dichtung ein, um es der europäischen Kultur einzuverleiben, die wiederum seine Sicht auf die Inupiat – so lautet der Sammelname für alle nordwestalaskischen Eskimostämme – geformt hat. Denn es sind nicht nur exotische, polare Phänomene, die dem Dichter Rätsel aufgeben, sondern auch Dinge, die mitten im Zusammenhang des europäischen Weltkulturerbes stehen: So geht es in dem Langgedicht „La Tempesta`s X-Ray“ um die Ratlosigkeit der Kunsthistoriker, nachdem 1939 bei Giorgiones berühmtem Renaissance-Gemälde mittels Röntgenaufnahme festgestellt wurde, dass auf dem linken Bildrand, wo ein rot gekleideter Soldat steht, ursprünglich eine zweite nackte Frau, eine Badende, war und sich unter dem pastoralen Hintergrund ein streng-geometrischer befand. Lowenstein, der bei den Eskimos einen Eindruck vom Zusammenspiel zwischen der raschen Entwicklung des modernen Amerika und der Statik der archaischen Zeit gewonnen hat, kommt bei Betrachtung des Gemäldes in Venedig zu dem Schluss, dass sich „hinter dem pastoralen Vorhang“ ein Spiegel befände, der jedem Zeitalter seine Stadt zeige, das heißt: hinter dem rätselhaft zeitlos Angedeuteten die zu lesende Wirklichkeit.

In mehreren Publikationen hat der Dichter zudem die Geschichten, Mythen und Gesänge der Inupiat herausgegeben und ins Englische übersetzt. Hinter dieser Erfassung und Archivierung steht ein Ansatz, der nicht strukturalistisch im Sinne eines Lévi-Strauss, sondern vielmehr dichterisch ist, d.h. die Zusammenhänge schöpferisch erfassend. Hinter allen Ahnengeschichten, Liedern und Epen sieht der Dichter die Gattung Mensch – hinter allen Vorfahren die Spezies: Ungeachtet der Dimensionen Raum und Zeit bleibt sie samt ihren Konstellationen die gleiche – in dem, was als Gemeingut aufrechterhalten wird. Egal, ob der von den Inuit-Schulkindern gepiesackte Lehrer Lowenstein seine geliebten Violine und Ovid an die Beringstraße mitbringt oder der Eskimo-Student, der am College seine Sprache erlernen muss, wofür er als Hotelpage jobbt, die seltsamen Dinge, die er erlebt, mit Hilfe seiner Kenntnisse von europäischer Kammermusik und Literatur erklärt: Überall ist es seine kulturelle Mitgift, die den Menschen zum Lesen der Zusammenhänge begabt. Lowenstein wertet jene der Inuit da nicht anders als die europäische – wenn auch das Vertrauen darauf unterschiedlich gelitten hat.

Für die Aufgabenstellung des Dichters: Abstrahierung des Geschehenen zu Gedicht – zehrt der Ethnograph und Übersetzer des Aufgezeichneten vor allem von einer Fähigkeit, die die Inupiat ihrer Dichtung entgegenbringen: Sie lassen sie im Leben mitspielen. In „Erlebnis mit Falke und Schamane“ verschwimmen die komplementären Perspektiven, die der Mensch auf Vögel hat, mit denen der Vögel auf ihren Beobachter: Dichtung und Realität sind eins.

In „Walland“ gibt es eine Episode, wo ein Mann dem Dichter erzählt, er hätte sich einen Zahn ausgebrochen; erst langsam wird dem Zuhörer klar, dass es eine weibliche Robbe ist, die sich verletzt hat, nämlich das Totemtier des Erzählers, der sich auch grammatisch mit ihr, seiner Namengeberin, identifiziert. Die Verhältnisse bleiben gleich – sie erleben nur Metamorphosen.

Mittels Geschichten lebt dieses Volk im Kreis seiner Ahnen. Das kollektive Gedächtnis gehört zu Alltag, i.e. Literatur ist ein Teil von ihr. In ihrer Kultur gelten Menschen ohne Bezug zu ihren Geschichten nicht als „echte Menschen“ – wie sich, wörtlich übersetzt, die „Inupiat“ nennen. So ist der Mensch immer die Erfahrungssumme seiner Vorfahren, die aber nichts ohne den Einzelnen, den sie hervorgebracht haben.